

Nr. 118. Bromberg, den 27. Juni 1926.

Ein verlorenes Paradies.

Von Frieda Zieschank.

(7. Fortsetzung.)

In Tuavii fand man den Hausherrn gerade mit dem Auszahlen der Löhne seiner samoanischen Gelegenheitsarbeiterinnen beschäftigt. Ein alter Samoaner, der „chief“ des Dorfes, aus dem die Arbeiterinnen stammten, und mit dem Frau Rüdiger gewisse verwandtschaftliche Beziehungen verknüpften, saß mit gekreuzten Beinen auf der Matte in Rüdigers „Büro“.

Nachdem die längere Zeit in Anspruch nehmende Verhandlung beendet, trat der Hausherr auf die Veranda hinaus zu seinen Gästen.

„Mateli fragt eben, ob heute abend eine Siva erwünscht sei zu Ehren der neuen weißen Frau. Ist es euch recht, wenn ich zusage? Wir haben Mondschein, sie können draußen auf dem Platze tanzen.“

So lernte Martha gleich am ersten Tage ihres Hierseins den berühmten Volkstanz der Samoaner kennen. Die Dorfbewohner fanden sich fast vollzählig ein, sogar eine Anzahl halbwüchsiger Kinder war mitgekommen.

Die große Menge — wohl dreißig an der Zahl — Männer, Frauen und Kinder, kauerte sich in weitem Halbkreis auf den Boden, in der üblichen Stellung der Eingeborenen.

Davor gruppierten sich die Tänzer, ungefähr ein Dutzend junger Männer, festlich mit Blumen und Muschelketten um Hals und Brust geschmückt. Selbst die Knöchelgelenke waren mit Grün umwunden, in die meist bartlosen Gesichter hatten sie sich martialische Schnurrbärte gemalt. Auch sie saßen mit gekreuzten Beinen, in langer Reihe.

In ihrer Mitte thronte die „taupou“, die Ehrenjungfrau des Dorfes, die Vortänzerin, geschmückt mit gewaltigem, phantastischem Kopfputz aus Menschenhaaren und Muschelspiegeln. Den Unterkörper umhüllte ein kurzer Schurz aus buntem Flechtwerk, „der Tanzgürtel“, während die Brust nur mit zahlreichen dichten Blumen- und Fruchtketten bedeckt war. Sie neigte trotz ihrer Jugend viel zu sehr zur Fülle, um schön zu sein.

Die Körper der Tänzer und der Tänzerin waren mit stark duftendem Öl gesalbt und glänzten metallisch im Licht des Mondes.

Den Damen des Hauses waren bequeme Korbsessel hinausgetragen, Rüdiger und Uffrecht stellten sich hinter ihnen auf.

Die im Hintergrund hockende samoanische Dorfschaft, die zugleich das Orchester abgab, begann einen eigenartigen, summenden Gesang, mit rhythmischem Klopfen ihn scharf taktierend.

Und als wenn der Gesang die bisher regungslos sitzenden Tänzer elektrisiere, begannen sich die bronzenen Gestalten zu beleben: sanftes Heben, Senken und Wiegen der Arme und des Körpers, immer in der sitzenden Stellung. Die Vortänzerin gab die Bewegungen an, die sofort mit peinlichster Genauigkeit von ihren sämtlichen Partnern aufgenommen wurden. Wie das Atmen eines einzigen Körpers unter der Hypnose der eintönigen Melodie wirkten die Bewegungen der Tanzgruppe.

Nach einer kurzen Pause begannen sie von neuem, diesmal lebhafter, immer aber in vollendetem Zusammenspiel.

Der eigentliche Tanz begann erst nach einigen derartigen Einleitungsakten.

Die Taupou erhob sich.

Sie tanzte ein Solo von solcher Grazie, daß es jeder europäischen Balletgröße Ehre gemacht hätte. Man mußte staunen, welche wundervolle Beweglichkeit in den Gliedern dieses urwüchsigen Geschöpfes steckte. Bald erhob sich auch einer der Männer, ein prachtvoll gewachsener Sohn der Wildnis, und beide führten nun ein lockendes, werbendes und fliehendes Spiel auf, das in den nächsten Akten immer stürmischer wurde.

Eine zweite Tänzerin sprang plötzlich aus dem Kreise der Singenden hervor und stellte sich neben die Taupou. Es war ein blutjunges Ding, das Köpfchen von großgewellten, kurzen Locken umkraust, der frische Körper gertenschlank. Kein Tanzgürtel, nur ein einfacher Kattunlappen — das gewöhnliche „lava-lava“ der Samoaner — deckte von den Hüften bis zu den Knien den Leib, die Brüste waren nur mit einer dünnen Kette aus roten Früchten geschmückt.

So tanzte das junge Ding an der Seite der Taupou, und wie es tanzte! Das ganze Geschöpf schien Rhythmus zu sein, Rhythmus, Grazie und Sinnenlust. Bis zum Schluß wetteiferte es mit der Taupou, die sich diese Konkurrenz gemütlich gefallen ließ.

Es kam Martha allmählich vor, als ob das braune Mädchen nur für sie tanze, als ob seine Augen, besonders in den feurigsten Momenten, immer nur nach der Richtung hin flammten, wo sie saß. Dann aber stellte sie fest, daß diese lockenden Blicke über sie fort gingen — und plötzlich wußte sie, daß Karl Uffrecht hinter ihrem Stuhle stand. Galt ihm dies Wiegen und Dehnen des geschmeidigen Körpers, dies Locken mit allen Reizen, alle Sehnsucht der schwarzen Augen?

Nach ihm sich umzusehen wagte sie nicht. Sie redete sich ein, daß das unsichere Mondlicht sie täusche, oder ihre erregte Phantasie. Aber sie hatte plötzlich keine rechte Freude mehr an dem ganzen Schauspiel und atmete auf, als es zu Ende war und das tanz- und sangesfrohe Völkchen der Samoaner abzog.

Es war aber doch keine Täuschung gewesen, und sie war nicht die einzige, die diese stumme Sprache belauscht hatte. Denn als sie nachher noch bei einem Trunk auf der Veranda zusammensaßen, neckte Rüdiger seinen Freund mit der Eroberung, die er anscheinend an der kleinen Simuti gemacht habe. Der zuckte nur gleichgültig die Achseln.

*

Gleichmäßig verstrichen die nächsten Tage. Martha empfand die Art der Gastfreundschaft, die von Rüdigers geübt wurde, täglich angenehmer. Der Gast hatte völlige Freiheit seines Handelns, konnte ganz über seine Zeit verfügen, keinerlei Inanspruchnahme, die, und sei sie noch so gut gemeint doch stets beengt, fesselte ihn.

Martha bekam in diesen Tagen einen tieferen Einblick in das Familienleben ihrer Gastfreunde. Es war ohne Zweifel eine glückliche Ehe, der Mann trug seine Frau auf Händen. Sie ließ sich das wie selbstverständlich gefallen; es wollte Martha aber scheinen, als nutze sie seine liebevolle Güte ein wenig aus. Sie war ja zweifellos eine zarte Frau, aber daß selten ein Tag verging, an dem sie nicht über irgendein körperliches Leiden klagte, war sicher übertrieben und wenig rücksichtsvoll gegen den Mann, der so gern frohe Gesichter um sich sah. Aber nie wurde dieser Mann ungeduldig, immer bemitleidete und tröstete er sie.

In den Kindern ging Frau Rüdiger auf, sie war eine rührende Mutter. Wie eine Glucke mit ihren Küchlein kam sie Martha oft vor, wenn sie ihre fünfe um sich geschart hatte. Sie sprach natürlich nur englisch mit ihnen, und die Kleinsten verstanden auch kein deutsches Wort. Die Großen hatten erst in der Schule die Sprache ihres Vaters gelernt, der von da an nur deutsch mit ihnen sprach.

Wenn etwas vielleicht noch größer war bei Rüdiger als die Liebe zu seinem Weibe, so war es die Liebe zu den Kindern. Unendliche Mühe gab er sich mit den größeren, unterbrach sich oft in der Unterhaltung, um ihnen fremde Ausdrücke und Begriffe zu erklären, stundenlang half er ihnen bei den Schularbeiten. Er hatte ihnen hübsche Ponys zum Reiten geschenkt, ein Aquarium eingerichtet, er war unerschöpflich in Einfällen, den Kindern Freude zu machen, sie an sich zu fesseln.

Martha war eine scharfe Beobachterin. Und sie sah, daß all dies rührende Werben des Mannes um die Liebe seiner Kinder gar spärliche Frucht trug. Daß sie ihm wohl musterhaft auf das Wort gehorchten, stets artig und bescheiden in seiner Gegenwart waren — aber nie bemerkte sie, daß eines der Kinder die Nähe seines Vaters gesucht hätte.

Diesem Manne, der ihnen immer nur zärtliche Güte gezeigt, sprang nie eines seiner Kinder jubelnd in die Arme, wenn er sich seinem Heim näherte, das ihm die Welt war! Sie waren ganz und gar die Kinder der Mutter, der Tochter des Landes, in dem sie aufwuchsen.

Lag das an der Frau? Hütete sie so eifersüchtig die Liebe ihrer Kinder, daß sie auch dem Manne davon nichts gönnte?

Martha sprach einmal mit Uffrecht darüber.

„Ja", meinte der, „und wenn Rüdiger mit Engelszungen zu den Seelen der Kinder spräche, und wenn er sein Herzblut für sie verspritzte — er würde für sie immer der ‚papalagi' *) bleiben. Als Milderung mag dienen, daß das alles ganz unbewußt ist; ich glaube, Rüdiger selbst ist sich darüber nicht klar. Fast in allen halbweißen Familien ist das so, mit geringen Abweichungen. Der weiße Hausherr ist zwar unbedingt die Respektsperson, aber, wie gesagt, er bleibt für seine Familie ‚der Fremde'. Selbst um sieben Achtel verdünnt, scheint das samoanische Blut sich siegreich zu behaupten. Doch liegt es wohl auch an den ganzen Verhältnissen, daran, daß die Kinder im Lande der Mutter aufwachsen, und es wäre vielleicht anders, wenn der Vater sie nach seiner Heimat brächte. Eine bedeutende Rolle spielt sicher auch die ‚aiga', die weitere samoanische Familie der Frau. Den Begriff der ‚aiga" mußt du dir ziemlich weit gefaßt denken, gewöhnlich bildet in ihr ein ganzer Stamm den Anhang der Frau. Nur wenig Ehemänner haben die Energie aufgebracht, Frau und Kinder gänzlich aus diesen Fäden zu lösen, die sie mit ihren farbigen Blutsverwandten schier unzerreißbar zu verbinden scheinen."

*

In den Beziehungen des Brautpaares zueinander hatte sich in dieser Woche nicht viel geändert. Uffrecht war sich in seinem Wesen gleich geblieben, begegnete Martha mit zarter Rücksichtnahme, hatte aber nie eine intimere Annäherung versucht, und Marthas Vertrauen zu ihm war gewachsen.

Sie waren nicht oft unter vier Augen, wenn man von den kleinen Spaziergängen in die Pflanzung Rüdigers absah, die sie, meist am Spätnachmittag, machten.

Auch nach Tisch hatten sie gewöhnlich ein ungestörtes Plauderstündchen in einer Ecke der Veranda, wenn Frau Rüdiger mit den Kindern sich in ihr gemeinsames großes Schlafzimmer zur Mittagsruhe zurückgezogen hatte und der Hausherr sein gewohntes Schläfchen in der anderen Ecke der Veranda machte.

Martha wollte sich nicht an den Mittagschlaf gewöhnen, um nicht ein Sklave dieser Gewohnheit zu werden. Uffrecht bestand jedoch darauf, daß sie wenigstens bequem ruhe, besonders in dieser ersten Zeit ihres Aufenthalts in tropischem Klima.

„Ich will eine gesunde Frau haben", hatte er erklärt und ihr in der luftigsten Verandaecke eine Hängematte festgemacht, in der sie nun die heißesten Stunden des Tages zubringen mußte. Meist genossen sie gemeinsam diese notwendige Ruhezeit.

*

Schon den ganzen Tag waren unendliche Wassermassen vom Himmel gestürzt, gegen Abend hatte es sich etwas aufgehellt, nun aber drohte schon wieder eine schwarze Wetterwand von See her, und ferner Donner kündete ihr Nahen.

Uffrecht brach deshalb früher als sonst auf, um vor dem Unwetter noch heimzukommen, denn ungefährlich war es nicht, in einer Sturmnacht durch den samoanischen Busch zu reiten, wo jeden Augenblick ein Stamm oder schwerer Ast niederkrachen konnte.

Als er fort war, hatte sich Martha in ihr Zimmer zurückgezogen. Sie wollte die einsame Abendstunde benutzen, um „ihren Kindern" zu schreiben, wollte ihnen danken für ihre Briefchen und ihnen von dem fremden Lande erzählen.

Als sie ihre Schreibmappe öffnete, fielen ihr die alten Briefe Uffrechts in die Hände, und es reizte sie, sie nun, nachdem sie den Schreiber kannte, noch einmal zu durchlesen.

Es schien eine mühsame Arbeit zu sein, denn immer wieder ließ sie die Blätter sinken und starrte mit einem vergrübelten Ausdruck vor sich hin. Und als sie mit dem Lesen zu Ende war, da war nur ein einziger Satz in ihrem Gedächtnis haften geblieben: der, worin er von der „Vernunftehe" schrieb, die sie einzugehen beschlossen hatten.

Damals war dieser Ausdruck ihr selbstverständlich erschienen.

Heute berührte er sie entmutigend.

Es war nicht Schmerz, nicht Sehnsucht, was sie empfand. Nichts, was irgendwie mit Liebe zu tun hatte. Sie versuchte nur noch einmal, sich ihr künftiges Verhältnis zu dem ihr durch Schicksal und eigene Entscheidung bestimmten Manne vorzustellen. Und da tat sich plötzlich eine Leere vor ihr auf, die sie bis jetzt noch nie empfunden hatte.

Draußen war ein tropisches Unwetter losgebrochen. Sie achtete kaum darauf. Sie horchte nur auf diese seltsamen Regungen in ihrer Seele, die sie nicht verstand.

Der Brief an die Kinder blieb ungeschrieben.

(Fortsetzung folgt.)

Die Ferienreise.

Von Ilse=Dore Tanner.

(Nachdruck verboten.)

Auf der schattenlosen, staubigen Landstraße wanderten zwei Jungens.

Sie hatten beide ihre Sonntagskleider an, Strohmützen auf und trugen an der rechten Hand ein Bündelchen, bestehend aus einem zusammengeknoteten und dick vollgepfropften Tuch unbestimmter Farbe. Ihre Rocktaschen standen weit ab.

Schweigend gingen die beiden kleinen Kerle nebeneinander her; auf ihren erhitzten, roten Gesichtern klebte der Schweiß, und bei jedem Schritt wirbelten sie eine kleine Staubwolke auf. Der kleinere von ihnen stöhnte leise auf.

„Du Fritz — ick kann balde nich mehr, wollen wer uns nich en bißken verpusten?"

„Na — ja," sagte der andere zögernd, „richtig müde bin ick ja noch nich, aberst meinswegen."

Und sie setzten sich an den Rand des Chausseegrabens, nahmen ihre Mützen ab und wischten sich mit dem Ärmel den Schweiß von der Stirn. Es waren zwei jämmerlich magere, dürftig kleine Kerle, und die Augen lagen in dunklen Ringen.

„Na, wir wollen man unsere Stullen essen, sonst läuft det Schmalz bei die Hitze noch janz runter," sagte der Größere und zog aus der einen Rocktasche ein in Zeitungspapier gewickeltes Päckchen, der Kleinere folgte seinem Beispiel.

Und währnd sie in die derben Brote bissen, meinte der Kleine:

„Ob wohl meine Mutter schon gemerkt hat, det ick fort gemacht habe? Ob se — ob se wohl erschreckt hat?" Er schluchzte, als wäre ihm das Weinen näher als das Lachen.

Der Größere zuckte die Achseln. „Meine hat den Zettel, wo ick druffgeschrieben habe, det ick nach die See mache, schon jleich gefunden, als se von ihre Uffwartung nach Hause jekommen is, ick hab'n unter de Kaffeekanne jelegt. Meine is froh, det se'n Fresser los ist, aber se wird schimpfen, det ick die Schrippen jemaust habe," sagte er kauend.

„Du, Fritze," fing der Kleinere wieder an, „ob wer uu wirklich uff'n richtjen Weg nach de See sind?"

„Oller Dussel! Natierlich is et der richtige. Haste nich drieben de Eisenbahn fahren sehen? Jck hab' jestern jenau aufjepaßt, als mein Kusäng fortmachte mit de Ferienkolonie. Von'n Stettiner Bahnhof un denn immer nach diese Richtung. Wenn wer immer die Schienen lang jehen, missen wer hinkommen."

„Wie lange meenste denn, daß wer jehn werden?"

Der Größere zuckte anscheinend gleichgültig die Achseln:

„Wer wer'n schon hinkommen — vielleicht zwee Dage wer'n wer brauchen. Bei det warme Wetter schad et nich, wenn wir draußen schlafen."

„Ja aber — essen? Das elende Gesicht des Kleinen sah ängstlich zu dem größeren Gefährten auf.

---

*) Samoanisch: Der Fremde.

„Wat du ooch allens hast, oller Angsthase. Vorläufig haben wer ja noch wat, un denn hab'n wer 30 Fennig, um uns in'n Dorf wat zu koofen, aber paß uff, de Leite jeben uns für umsonst wat. Aberst nu mach, det de uffstehst, wenn wer so nöhlen, kommen wer nie hin."

Und sie marschierten wieder weiter — tapfer Schritt für Schritt auf der staubigen, heißen Landstraße, und vor ihnen Augen standen herrliche und doch ganz unbestimmte Bilder von sehr viel Wasser, Schiffen, schattigen Bäumen, spielenden frohen Kindern. —

„Jemein is et, det se uns nich jenommen haben zu de Ferienkolonie," sagte der Größere plötzlich, keuchend stehen bleibend — es klang wie ein Aufschrei, und der Kleine sah ihn ganz verängstigt an, seine Augen standen voll Wasser.

„Un ob se uns nu iberhaupt behalten werden —?"

Der Große gab sich einen Ruck. „Det wer'n se schon, wenn wer eemal da sind, un wenn nich, denn vermieten wer uns wo bei'n Fischer oder als Laufjungen oder bei's Kegeln oder so wat. Mein Onkel, wo mal Hausknecht jewesen is, sagt: in de Säsong kann jeder unterkommen, der arbeiten will."

Und sie gingen weiter, langsamer, mühseliger, sehr schwer atmend. Der kleine Maxe wußte zwar nicht, was Säsong war, aber er wagte nicht, zu fragen; Fritze, der den ganzen Flucht- und Reiseplan ausgeheckt hatte, würde Bescheid wissen.

Nach kurzer Zeit blieb er stöhnend stehen. „Ick durste so", sagte er kläglich.

„Na, nu sei bloß still mit det ewige Gemauze. Gloobste vielleicht, ick hab' keen Durst", fuhr ihn der Große an, „da vor uns is ja schon en Dorf, keene zehn Minuten is et mehr, da jehn wer gleich an'n Brunnen."

Und wieder schlichen sie vorwärts — endlos schien der Weg zu sein, sie stolperten über ihre eigenen Füße und konnten nun nichts mehr denken, nichts mehr hoffen, nur das eine Gefühl beherrschte sie: Vorwärts, vorwärts, um nur schnell, möglichst schnell Wasser zu finden, um den brennenden Durst löschen zu können.

Und endlich war es so weit. Gierig schöpften sie mit den Händen aus dem steinernen Trog vor dem Dorfbrunnen, sich nicht Zeit lassend, frisches Wasser zu pumpen, und schürften mit tiefen Zügen. Sie fuhren sich mit den nassen Händen über die glühend heißen Gesichter und atmeten erleichtert auf.

„Nu wollen wer uns hinter dem Dorf en Plätzchen suchen, wo wer unsre Schrippen essen können un en bißchen ausruhen, jetzt in die dollste Mittagshitze is et doch nischt mit's Geh'n, nachher schaffen wer's desto schneller, un vorher jehn wer denn nochmal her und trinken", bestimmte Fritze, und der Kleine war mit allem einverstanden, denn seine Beine trugen ihn kaum noch. — —

Es war beim ersten Tagesgrauen des nächsten Tages, als der alte Landarzt mit seinem kleinen Fuhrwerk auf der Heimkehr von einer Operation mitten auf einer Wiese zwei Jungens liegen sah. Er ließ halten, stieg ab und ging nahe heran.

Da lagen im tiefsten Schlafe zwei elende, total erschöpft aussehende Kerlchen von 10—12 Jahren, staubig, schmutzig, und auf dem Gesicht des Kleineren, Dürftigeren lag es noch feucht wie von eben vergossenen Tränen. Ausreißer? — aber sie sahen nicht aus, als hätten sie etwas Schlimmes ausgefressen, noch hatte Verderbtheit und Laster keine Spuren in die kleinen, bleichen Großstadtgesichter gegraben.

Der alte Arzt schüttelte mitleidig den Kopf. Dann nahm er den größeren Jungen beim Arm und rüttelte ihn wach.

Fritze fuhr in die Höhe und rieb sich dann schlaftrunken die Augen, dann starrte er auf den alten Mann vor ihm.

„Nun, Junge, wie kommt es, daß ihr hier seid und nicht zu Hause in eurem Bett? Ausgekniffen, was?" fragte er.

Fritze überlegte erst ein Weilchen und warf einen raschen, forschenden Blick auf den Fragenden; er sah nicht aus wie einer von der Polizei, das merkte er sofort.

Maxe war auch aufgewacht und hatte ohne weiteres gleich angefangen, zu weinen, ihn überkam beim Anblick des Fremden die Angst vor Strafe, Nach-Hause-Zurückbringen, eine dumpfe Sehnsucht nach seiner Mutter, ein Gefühl grenzenloser Verlassenheit — er konnte nichts weiter, als bitterlich schluchzen.

„Wer — wollten nach de See", sagte Fritz endlich trotzig.

„So — nach der See — zu Fuß? Und wie kamt ihr dazu? Antworte ordentlich Junge, wenn du nicht willst, daß ich dich dem Gendarmen übergeben soll."

Jetzt fing auch Fritze an, zu weinen: „Vorichtes Jahr haben se uns schon nicht zu de Ferienkolonie jenommen und — un dieses Jahr, da hatten wer uns nu die janze Zeit druff jefreut und — nu nun war's wieder nischt — — se hab'n jesagt, da sin noch welche, die's nötiger brauchen, un so ville Geld is nich da — un da wollten wir alleene hinmachen — —"

„So — hm — und eure Eltern?"

Die Jungen weinten stärker. „Vater haben wir beede nich mehr —" stieß Fritze heraus.

„Hm — na vorläufig kommt ihr mit zu mir und werdet mal ordentlich ausruhen und essen und euch waschen und dann wollen wir weiter sehen."

Ohne Widerrede folgten die Jungen. Fritze lag die trotzige Bemerkung: „Aber nach Hause wollen wir nich", auf der Zunge, aber er unterdrückte sie. Sie kamen ja doch nicht zu Fuß an das ersehnte Ziel, so viel hatte er schon gemerkt. — Von dem, was sonst ein Hochgenuß für sie gewesen wäre, dem Fahren im Wagen, hatten sie nichts, sie waren zu müde. Der Doktor sah sie sich genau an, wie sie da hin- und hertaumelnd, die Augen nur mühsam aufhaltend, ihm gegenübersaßen. Jammervolle kleine Großstadtpflanzen, schlecht genährt, ohne Luft und Sonne aufgewachsen — und es gab noch viele, die der Ferienkolonie bedürftiger waren, als sie — der Doktor seufzte.

Und in ebendemselben großen Dorfe, in dem sie zuerst Rast gemacht, hielt nun der Doktorwagen vor einem stattlichen, einstöckigen Hause. Vor der Tür stand ein freundliches älteres Mädchen und erwartete ihren Herrn.

„Da, Minna, nimm mal erst diese beiden kleinen Kerle, gib ihnen zu essen und zu trinken und stecke sie oben in die Fremdenbetten — vorher wirst du sie wohl etwas waschen müssen — nachher wollen wir dann mal sehen, was wir weiter mit ihnen machen."

Was nun kam, erschien Max und Fritz wie ein schöner Traum, wie ein Märchen, das sie erleben durften. Sie saßen in einer großen, hellen Küche, bekamen süßen Milchkaffee und prachtvoll schmeckende Butterbrote, soviel sie nur wollten, wurden dann abgeseift und in weiche, weiße Betten gesteckt, wie sie sie noch nie gesehen, geschweige denn in solchen gelegen hatten. Und als sie nach ein paar Stunden die Augen aufschlugen, stand eine freundliche alte Dame mit dem Mädchen, das sie vorher besorgt, vor ihnen, und beide hatten die Arme voll Kleider. Nun wurde anprobiert und angemessen und in kurzer Zeit standen sie in den sauberen Sommeranzügen der Doktorsjungen da. Nun gab's unten in der freundlichen Küche ein Mittagessen, wie sie's noch nie in ihrem kärglichen Dasein bekommen und dann durften sie in den Garten gehen und spielen.

„Auch Obst dürft ihr essen, so viel ihr wollt, nur kein unreifes", hatte der Doktor gesagt.

Aber sie wagten das vorerst gar nicht, sittsam gingen sie nebeneinander durch die Gänge, und endlich meinte Maxe aus tiefstem Herzen:

„Die sind aber jut, Fritze?" und Fritze sagte nur: „Det stimmt". — — —

Das alte Doktorehepaar, das ein halbes Dutzend eigene gesunde Kinder großgezogen, war aber noch weit besser, als die beiden ahnten. Der Doktor fuhr noch am selben Tage nach Berlin ,nachdem er sich die genaue Adresse der Mütter der Jungen hatte geben lassen und als er wiederkam, da hörten sie die sie zuerst ganz unglaublich dünkende Freudenbotschaft: sie sollten bleiben vier ganze lange Wochen lang und sollten es alle Tage so gut haben wie jetzt, und wenn sie sich brav und ordentlich führten, war es nicht ausgeschlossen, daß sie im nächsten Jahre wiederkommen durften.

„Es war doch janz jut, det wer damals ausjekniffen sind, aberst es hätte ooch können anners kommen", sagte Fritze nachher noch oft zu Maxe.

Im Reiher-Paradies.

Die Massensiedlung auf Morstein. — Die Fischreiher als Retter der Burgherrschaft. — Die „Heiligsprechung". — Watfüße als Fischköder. — Das verlassene Paradies.

Unter den Watvögeln nimmt bei uns der Fischreiher eine ganz besondere Stellung ein. Man könnte ihn den „König der Watvögel" nennen. Nicht nur wegen seiner achtunggebietenden Größe — seine Flügelspannweite geht bis zu zwei Meter — und seines schön gezeichneten Gefieders dessen charakteristischer Schmuck der von den Augen bis zum Hinterhals laufende schwarze Streifen ist, sondern auch wegen seiner Vorliebe für die „höheren Schichten". Der Familienzugehörigkeit nach ein Watvogel, „watet" er in Wirklichkeit sehr wenig. Seinen Hausstand gründet er mit Vorliebe in luftiger Höhe von Baumkronen des Hochwaldes; in die Niederungen der Erde steigt er nur, wenn es nötig ist, Nahrung für die Familie zu beschaffen.

In der Nordostecke Württembergs, im Jagstkreis, liegt das Reiherparadies auf Morstein. Wer dies in ganz Deutschland einzig dastehende Naturschutzgebiet kennen lernen will, wählt dazu am vorteilhaftesten den Weg von dem mit Bahnanschluß versehenen reizvollen Städtchen Langenburg, das mit seinem prächtigen alten Schloß und

den kunstvollen und wohlgepflegten Garten- und Parkanlagen selber eine Fülle des Interessanten bietet und für sich allein schon einen Besuch lohnt.

Steigt man von dem auf der Höhe gelegenen Schloß Langenburg ins Jagsttal hinab, so kommt man durch das in sattes Grün gebettete Dörfchen Bächlingen, von wo aus man, weiter schreitend, hinter dem freundlichen Weiler Hürden das schmucke Dörflein Forst erreicht. Es ist das ein Spaziergang durch das hochromantische Jagstgebiet, den auch der nicht besonders trainierte Tourist unternehmen kann. Hat man bei Forst das über die Jagst führende Brücklein überschritten, so ist man in wenigen Minuten im Schutzgebiet der Reiher, in der sogenannten „Reiherhalde". Es wird das dem Wanderer schon äußerlich dadurch kenntlich, daß er immer häufiger ein eigentümliches Krächzen in der Luft hört und zu gleicher Zeit bemerkt, wie große Vögel über den Wipfeln des nahen Bergwaldes ihre Kreise ziehen.

Das sind die Fischreiher von Morstein, dem Zufluchtsort und der Heimat der meisten Fischreiher Deutschlands, denn außer einem kleinen Schonbezirk im Schwarzwald ist die Morsteiner Reiherhalde das einzige Gebiet, in dem die Fischreiher gegen die vielen Verfolgungen der Menschen gesichert sind. Gesichert nicht nur gegen das tödliche Blei des Jägers, sondern auch gegen Störungen, Aufscheuchen durch Ausflügler usw. Ins Innere der Halde zu dringen ist verboten, und mit fast andächtigem Gefühl schreitet der Wandersmann durch die freigegebenen Wege und läßt den Blick auf die bewaldeten Höhen des Berghügels schweifen, auf dessen Plateau die sagenumwobene Burg Morstein steht.

Eine Legende dieses romantischen Jagdschlosses weiß auch zu erzählen, wie es kam, daß die Fischreiher auf Morstein gleich den weißen Elefanten Indiens für sakrosankt erklärt wurden. Vor vielen Jahrhunderten hatte sich im äußersten Wipfel einer alten Eiche nahe der Burg ein Fischreiherpaar angesiedelt, das bald ein zweites Paar nach sich zog. Schon in jener Zeit wurden diese großen Watvögel als angebliche Schädlinge der Fischerei in Acht und Bann getan, so daß auch die den Burgsöller umkreisenden beiden Reiherpaare vor dem Pfeil des Schützen nicht sicher waren. Aber eines Nachts trat auf Burg Morstein ein merkwürdiges Ereignis ein. Das Burggrafenpaar vernahm kurz nach Mitternacht das anhaltende laute Krächzen der Reiher, die sonst um diese Zeit längst zu ruhen pflegten. Der Graf sprang auf und sah zu seinem Entsetzen, daß in der Burg Feuer ausgebrochen war, und zwar gerade unter den Räumen, in denen die Kinder der gräflichen Familie schliefen. Mit vieler Mühe gelang es noch, die Kinder über die bereits verqualmte Treppe zu retten. Hätten die Fischreiher, die hier die Rolle der Gänse des Kapitols spielten, nicht die heiseren Schreie ausgestoßen, wären die Kinder ein Opfer der Flammen geworden. — Zum Dank für diese wunderbare Errettung aus Feuersnot legte der Burggraf das feierliche Gelöbnis ab, daß in seinem weiten Bereiche der Fischreiher für alle Zeit und Ewigkeit Schutz genießen und gehegt werden solle.

Diese alte Überlieferung wird heute noch in Ehren gehalten. Es liegt auch keine Veranlassung vor, mit diesem Brauch zu brechen und etwa die überall der Ausrottung preisgegebenen Fischreiher zu vertreiben. Denn mit ihrer Schädlichkeit ist es durchaus nicht so gefährlich, wie man allgemein annimmt. Der Fisch ist nämlich keineswegs Hauptnahrung, sondern nur die Notnahrung des Fischreihers. Wenn er ausreichend Frösche, Mäuse, Kerbtiere und Muscheln findet, verzichtet er gern darauf, dem Fischer den Ertrag seiner Pacht zu schmälern. Gerade als Mäusevertilger ist er von großer Nützlichkeit. Wenn er aber einmal aus Not auf den Fischfang geht, so bedient er sich dabei einer sehr originellen Methode. Bewegungslos stellt er sich in eine seichte Stelle des Flusses, und harrt der Fischlein, die da kommen sollen. Die kommen auch bald, sehen die zwei im Wasser stehenden Watfüße und fangen an, an dieser für sie ungewohnten Speise zu knabbern. Darauf hat der Reiher nur gewartet. Blitzartig faßt er den Fisch mit seinem Schnabel und trägt ihn als willkommene Beute in seinen Horst.

Daß der „Fischkonsum" des Reihers nicht allzu groß sein kann, beweist die Tatsache, daß die Jagst trotz des Vorhandenseins des Reiherparadieses auf Morstein mit seinen vielen hunderten fliegender Bewohner auch heute noch äußerst fischreich ist. Andererseits ist dies Freiluft-Vularium zu einer Sehenswürdigkeit ersten Ranges geworden. Auch wenn man nicht das Heiligtum selber betritt, kann man von der näheren Umgebung aus Leben und Treiben der in der Luft schwebenden Tiere verfolgen. Man sieht die altehrwürdigen Eichen und Buchen, die in der Krone mit ihren Storchnestern ähnelnden Horsten dicht besetzt sind; so dicht, daß im oberen Teil manchen Stammes fünf bis sechs Nester kleben. Man sieht auch, wie in den höchsten Gipfeln die „Späher" ihre langen Hälse recken und nach allen Seiten Auslug halten. Wenn man dann vom Fußpfade des Tales aus selbst mit unbewaffnetem Auge gewahr wird, wie sich die lange Kette der Reiherköpfe in luftiger Höh' spähend hin- und herbewegt und wie aus dem Dunkel des Laubes bald hier, bald dort ein ausgewachsenes Fischreihermännchen zum Fluge startet, so bietet das ein unvergeßlich reizvolles und eigenartiges Bild.

Dieses Bild kann man bis zum Spätherbst genießen. Dann ziehen auch die Fischreiher gleich ihren Artgenossen nach Asien oder Afrika, und es verstummt auf dem Morstein das Schreien der Luftsegler. Dann gleicht die heilige Halde einem verlassenen Waldparadies. Bis im nächsten Frühling die Schützlinge der Morsteiner Burggrafen in ihren von Märchenstimmung und Romantik umwobenen Schutzpark mit jubelndem Gekreische wieder feierlich Einzug halten.

Artur Jger.

Bunte Chronik



* **Der „Hypnotiseur" der Frauen.** Scotland Yard in London ist davon benachrichtigt worden, daß ein vielgesuchter Mann, der sich Kreiger nannte, in Amerika verhaftet worden sei. Drei Länder streiten sich um das Recht, ihm den Prozeß zu machen. In England wird er seit dem Jahre 1923 wegen Raubes und Bigamie gesucht. In London war er unter dem Namen Alexander Gordon bekannt. Sein wirklicher Name jedoch ist Sigismund Engel, und er stammt aus der Tschechoslowakei. Im Jahre 1923 lernte er eine amerikanische Witwe in Berlin kennen. Er folgte ihr nach dem Savoyhotel in London, und einige Tage später heiratete er sie. Bald darauf verschwand er mit 40 000 Mark ihres Geldes und sämtlichen Juwelen. Eine Woche später heiratete er ein reiches Mädchen in London. Diesmal gelang es ihm, außer ihren Juwelen auch noch 120 000 Goldmark mitzunehmen. Nun machte sich Scotland Yard daran, die Vergangenheit dieses Mannes festzustellen, und es stellte sich dann heraus, daß er schon seit dem Jahre 1917 Frauen heiratete und mit ihren Geldern verschwand. Man weiß, daß er bisher eine Unmenge Frauen geheiratet hat, und zwar in Deutschland sowohl als auch in Frankreich und Belgien. Am besten ging das „Geschäft" jedoch in Amerika, wo die Schar seiner Ehegattinnen allein fünfzig beträgt. Kreiger alias Gordon alias Engel ist etwa 35 Jahre alt. Er soll einen hypnotischen Einfluß auf Frauen besitzen.

*

* **Der Eselsritt für die Kirche.** Eine der ärmsten katholischen Gemeinden in England ist die von St. Lukas in London, deren Pfarrer, der Pater John Caulfield, auf eine seltsame Idee kam, der Finanznot zu steuern. Er mietete einen Sportplatz und veranstaltete dort ein Esels-Derby, an dem neunzehn Langohre teilnahmen, auf jedem einer der volkstümlichsten Jockeys von London. Der Zulauf war enorm, die Einnahmen beträchtlich, und das Rennen sehr lustig, denn von den neunzehn wackeren Reitern kamen nur drei ans Ziel, die anderen waren abgeworfen oder seitlich ins Gelände entführt worden. Wenn es auch etwas merkwürdig anmutet, daß ein Pater auf solche Weise Geld für seine Gemeinde hereinholt, so wird man nicht verhehlen können, daß Pater Caulfield Mut und Energie besitzt.

Lustige Rundschau



* **Schon möglich.** Arzt: Ich hatte Ihnen täglich zwei Senfpflaster verordnet, haben Sie die auch genommen? — Patient: Nein, die Dinger sind ja derart scharf, daß ich beim besten Willen nur eins schlucken konnte.

*

* **Vorschlag zur Güte.** „Gute Nacht, mein Kind." — „Mutti! Mutti! Mach nicht dunkel, ich fürcht mich so!" — „Aber Lili, du brauchst keine Angst zu haben, wenn ich das Licht mitnehme, bleibt doch ein Engel bei dir." — „Mutti! Mutti! Laß doch lieber das Licht hier und nimm den Engel mit!"

*

* **Der Literaturkenner.** „Hat doch der verflixte Junge mein ganzes Manuskript für mein neues Theaterstück zerrissen!" Freund: „Nanu, ich denke, er kann noch gar nicht lesen?"

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Wendlisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.